

Der Hausfreund.

Nro. 35.

Breslau, den 31sten August 1822.

G e p r e l l t !

Von Kudraß.

Ein Pfiffikus kam auf der Reise
Mit wenig Geld in eine Stadt,
Und aß und trank gewohnter Weise
Sich hier auf Andern Kosten satt.
Er dacht' in seinem Sinne froh:
Es machen es ja Viele so. —

Einst tritt mit vornehm stolzer Miene
Er in das beste Speisehaus.
„Mit was befehl'n Sie, daß ich diene,“
Spricht der Markör; „wähl'n Sie sich aus,“
Indem er ihn zur Tafel weist,
Und alle Speisen köstlich preist. .

Der Schalk geht brüstend auf und nieder,
Und klimpert in der Hand mit Geld;
Er sieht im Geist den Wirth hier wieder
Um Mittagsmahl und Wein geprellt.
Thut aber, wie es alle thun,
Die nicht bezahlen. — Aber nun,
D o

Spricht er: ja bald hätt' ich's vergessen,
Ich weiß, daß man recht gut hier speiß;
Kann ich für dieses Geld hier essen?

Indem er ein'ge Kreuzer weist.

„D ja! wir nehmen alles gern —

„Kein Geld verdrießet meinen Herrn.“

Ganz unbefangen schlürft bei Tische

Er vornehm seine Suppe ein,

Ist delikats; beim sauern Fische

Ruft er: Markör! vom besten Wein.

Er lobt den Wein als rein und schön,

Steht endlich auf, um fort zu gehn.

„Dürst' ich um die Bezahlung bitten,“

Spricht der Markör zu ihm im Gehn.

Er Naseweis hat grobe Sitten,

Er darf ja nur zum Teller sehn.

Doch um den Teller fern und nah

Liegt nichts, als ein'ge Kreuzer da.

„Der gnäd'ge Herr scherzt ohne Gleichen,“

Fällt der Markör mit Lächeln ein,

„Dies würd' nicht für Bedienung reichen,

„Vielweniger für Kost und Wein.

„Es wird für das, was Sie verzehrt,

„Von mir zwei Gulden Preuß'sch begehrt.“

Mag er's für Scherz, für Ernst auch nehmen;

Hätt' er den Preis zuvor gesagt;

Ich werde nimmer mich bequemen,

Mehr zu bezahl'n — ich hab' gefragt.

Besinn' er sich, er sagte: Ja!
Und was ich zeigte, lieget da.

Der Wirth hört lang das Disputiren
Mit Aerger und mit Ueberdruß;
Denkt, hier ist nichts zu profitiren,
Und spricht zum saubern Psiffikus:
Mein Herr, Sie haben wirklich Recht,
Nicht Sie — nur mein Markkür ist schlecht.

Mich durften wahrlich Sie nicht fragen,
Mich hätten Sie nicht angeführt;
Ich kenne meinen Mann am Kragen,
Wenn er sich noch so bläht und ziert.
Doch, wären morgen Sie bereit,
Den Spaß zu machen, so wie heut?

Hier ist im Voraus schon ein Thaler;
Dort drüben ist ein Speisehaus.
Der Wirth, der ist ein kluger Prahler,
Dort führen Sie das Späßchen aus.
Ich weiß, daß es ihm Aerger bringt,
Wenn's Ihnen, wie bei mir gelingt.

Ich danke, spricht mit losen Mienen
Der Schalk (das Geld ward eingesteckt);
Doch damit kann ich nicht mehr dienen,
Den hab' ich gestern schon geneckt.
Auch er gab einen Thaler mir,
Ich sollt' es heut' so machen hier.

Der Schlaupkopf hatte nicht gelogen,
Er machte Jagd auf beider Feld,
Und hatte beide schlaue betrogen,
Um Geld und Wein und Kost geprellt;
Und lachte, fern vom Speisehaus,
Die beiden klugen Wirths aus.

Die Mühle zu Sans - Souci.

Vor Kurzem (am 17. August) fiel der Todes-
tag Friedrich des Großen. Dergleichen Tage sind
wie Berge zu achten, auf welchen wir, über das
niedere Leben erhoben, uns in der Anschauung der
Höhen, zu welchen der Mensch sich selbst zu erheben
vermag, bewußt werden können.

Erzählt schon ist von dem Wandsbecker Boten,
dem humoristischen Claudius, daß er in seinem Gar-
ten eine Menge Pfähle aufgerichtet habe, von denen
jeder einem großen Geiste gewidmet und mit dessen
Geburts- und Todestage bezeichnet gewesen sei.
Traf der Tag, so ließ er an diesem Pfahle einen klei-
nen Böller los, und feuerte auf diese Weise die Ge-
dächtnißfeier der verklärten Geister, in welchen er die
Zierden der Vornwelt und die gesammte Menschheit
ehrte.

So wollen denn auch wir dem nie genug zu
feiernden Andenken unsers Friedrichs, des königlichen
Begründers preussischer Hochherzigkeit, an seinem
Todes-Monate einen Böller loslassen. Den Platz

dazu soll die bekannte Anekdote von der Mühle zu Sans-Souci hergeben.

Es ist uns nämlich eine kleine französische Komödie dieses Namens (*Le moulin de Sans-Souci*) in die Hände gekommen, in welcher König Friedrich eine Rolle spielt. Wir Deutschen finden es fast anstößig, daß ein König in einem Lustspiel, oder gar in einer Sangposse, aufgeführt wird. Bei den Franzosen aber ist dies sehr gewöhnlich. Auf die Art, wie sie ihren *Henri quatre* in Singspielen oft auf die Bühne gebracht haben, so auch hat Friedrich der Große schon zu vielen kleinen Lust- und Singspielen Stoff und Maske hergeben müssen.

Was hätte der Deutsche nicht schon den Franzosen nachgemacht; lange indeß ist ihm die Scheu treu geblieben, des Königs Person auf der Bühne in kleinliche Lebensverhältnisse eingezwängt darzustellen. Peter der Große freilich ist schon zu Lustspielen, die gefallen, benutzt worden, und die Töpferschen Schauspiele: der Tagßbefehl, und des Königs Befehl, haben durch die Maske Friedrich des Großen Glück gemacht. Dies ist ganz in französischer Art, nicht bloß unkünstlerisch, sondern auch sehr undeutscher Weise, geschehen; auch hat man gesagt, daß Herr Töpfer die beiden genannten Stücke in das Französische übersetzen wolle. Allerdings passen sie besser nach Frankreich, wo die Dichtkunst durch die Trivialität des Theaters vom zweiten Range den welthistorischen Ernst aufgegeben hat. Den Franzosen genügt ein witziger Gedanke, ein feiner Charakterzug des Königs, um an ihm als König Geschmack zu finden; der Deutsche will den König

wenn er ihn auf der Bühne sieht, nur in der Gesamtheit seiner königlichen Würde und Wirkung erblicken.

Die deutsche Weise ist mir lieber; aber wir haben deshalb kein Recht, den Franzosen zu tabeln, der es nun ein Mal nach seiner Weise macht, und keinen Anstoß nimmt, keine Erniedrigung darin findet, den König auf einem Vaudeville-Theater zu sehen.

Auf der deutschen Bühne, wenn sich die Dichtkunst in ihrer Würde zu behaupten weiß, wird der König nur dann im Lustspiel auftreten, wenn wir das Lustspiel selbst zu einer größern innern Würde gesteigert, an sich poetischer gestaltet und mehr zu größern Bildern des Gesammtlebens werden erhoben haben.

Doch zu lang wird unsere Vorrede; wir wenden uns endlich zu der Komödie selbst, aus welcher wir unsern Lesern Einiges, von uns übersezt, mittheilen wollen. — Der ganze Titel heißt:

Die Mühle von Sans-Souci.

Ein historisches Faktum.

In einem Akt, in Prosa.

Gemischt mit Vaudevilles.

Aufgeführt, zum ersten Mal, auf dem Vaudeville-Theater, den 18. Messidor, im Jahr 6.

Von dem Bürger Dieu la Foy.

In der Buchdruckerei auf der Straße der Menschenrechte
No. 44.

Der Titel erweckt manche bedeutsame Erinnerung. Wir erfahren daraus, daß dieses Stück in der unchristlichen Zeitrechnung der Republik, welche mit dem 21. September 1792 begann und am 1. Jan. 1806 durch Napoleon wieder aufhörte, zum ersten Mal aufgeführt wurde. Desto christlicher ist der Name des Verfassers; denn den Citoyen Dieu la Foy konnte man allenfalls Bürger Gottgläubig übersetzen, welches zu jenen Zeiten von einem Schauspieldichter alles Mögliche war.

Es ist gewiß auch kein Zufall, daß am 18. Messidor, welches mit dem 17. August ein Tag ist, also am Todestage Friedrichs, das Stück zum ersten Mal auf die Bühne kam.

Auffällig noch ist einem aufmerksamen Leser die Wohnung des Buchdruckers, welche auf der Straße der Menschenrechte angegeben ist. Die Straße der Menschenrechte sucht man jetzt vergebens auf einem Plan von Paris; wer wird aber auch die Menschenrechte auf irgend einer Straße suchen. Eine Straße damit bezeichnen, das hieß, das Menschenrecht herabwürdigen; zu keiner Zeit auch sind wohl Menschenrechte so sehr, gleich dem Pflaster, mit Füßen getreten worden, als damals zu Paris, zur Zeit der Republik.

Denn die Franzosen haben nie einen ächt republikanischen Sinn gehabt, selbst ihre gepriesensten Wortführer der Volksrechte waren mehr oder minder despotisch gesinnte Enthusiasten, und je näher ihnen Franklins Vorbild stand, je weniger verstanden sie es.

Der Franzose fühlt in seinem Ideenkreise eine Lücke, wenn ihm ein König fehlt. Tausendjährige

Begriffe werden nicht so leicht verdrängt; daher kehrten auch schnell und gern die Republikaner zur Monarchie zurück, welche schon deshalb die beliebteste aller Regierungsformen bleiben wird, weil sie am Ende die bequemste ist.

Ob es ganz absichtslos war, daß der Verfasser ein Stück, das einen König vortheilhaft charakterisirt, auf die Bühne brachte, können wir nicht entscheiden. Zu freuen haben wir uns, daß der auf Frankreichs Volksbühne mit Beifall und Jubel aufgenommene, und in vortrefflichem Lichte dargestellte König uns angehört.

Die Personen des Stücks sind:

Wilhelm Walter, der Müller.

George Trim, invalider Unteroffizier.

Paul, Müllerbursche, George's Sohn.

Friedrich II., König von Preußen.

Rancy, Tochter des Müllers.

Zwei Ingenieure.

Zwei Offiziere aus dem Gefolge des Königs.

Knechte, Mägde der Mühle.

Der Müller hat eine Tochter, welche Paul's Braut ist. Paul's Vater will die Einwilligung zur Ehe nicht geben, wosern sein Sohn nicht die Mühle bekommt; unterdeß haben die Ingenieure vom Müller die Mühle für den König verlangt, der den Platz zur Vergrößerung seines Gartens braucht. Der Müller verweigert die Mühle dem Schwiegersohn und auch dem Könige.

Wir übergehen mehrere breite Einteilungs- und Vorbereitungs-Auftritte; und beginnen mit dem, welcher den König zum ersten Mal erscheinen läßt. Nicht ohne Lächeln vernimmt unser deutsches Ohr, daß er sogar eine Arie singt.

Zehnter Auftritt.

(Friedrich allein, geht in Betrachtung spazieren.)

Diese Landschaft ist reizend; man muß hier glücklich leben können; und dieser Müller . . . Glücklich! man ist es überall durch die Vernunft und ein rechtschaffenes Herz. (Er klopft an die Mühle.) Heda! komme doch Jemand heraus! — Niemand kommt? — (Er klopft wieder.) Wahrlich, nein! — Nun, man muß warten (er bemerkt eine Nasenbank) und sich sehen. — Diese Frische ist entzückend. — O, Gresset! *) der du dir einen ländlichen Zufluchtsort zur Seligkeit zu machen weißt, welche schöne Verse würdest du unter dieser Laube, in liebenswürdiger Faulheit hingestreckt, uns davon singen.

Gewässer und Blumen, die der Kunst nichts kosten, ein Laubwerk, das heute welkt, aber morgen wieder auflebt! und wir! — Ach! wir! wir freilich sind anders. Der schönste Tag des Greises ist der, an

*) Gresset, ein glücklicher französischer Dichter (1709 — 1777), welcher zwar auch Historiograph und Dramatiker war, aber vorzüglich aus der ländlichen Natur seine Stoffe entlehnte.

welchem er lebt. Ist's nicht dieser Gedanke, den ich in meinem letzten Liedchen auszusprechen suchte?
(Er öffnet seine Schreibtafel und trällert eine Melodie.)

Elfter Auftritt.

Nancy (des Müllers Tochter).

Mich deucht, ich höre — — Ja wahrlich, da ist er. (Sie hält ihn nämlich für den Vater ihres Geliebten, den Invaliden George.) Der blaue Rock, der große Hut, das gute Gesicht; ja, er ist es.

Friedrich (sein Lied durchlaufend).

So geht's beinahe. (Er fährt fort zu trällern.)

Nancy.

Der liebe, genügsame Mann; er findet, wie wir, seine Erholung im Singen. (Sie zaudert, vorzutreten.) Aber, es ist doch sonderbar. Ich suche, ich erwarte ihn eben, und jetzt fühle ich mich ganz schüchtern.

Friedrich.

Ich glaube wirklich, daß der Ort mich begeistert.
(Er nimmt seinen Bleistift.)

Nancy.

Er singt immer; ich will ihm doch zuhören.

Friedrich (schreibt und singt zugleich).

Entflohn ist meine schöne Zeit,
So flüchtig, wie die Wellen eilen;
Entflohen ist die Fröhlichkeit,
Kein Zepher zwinget sie, zu weilen.

Die Vernunft zeigt meinem Blick:
Nur ein Schatten ist das Glück,
Nur ein Traum, vom Tod umgränzet.
Ist es wahr, was sie uns sagt?
Nun, so sei, so lang es tagt,
Schön der Traum, der uns bekränzet.

So ist's, so ist's. (Er schreibt es vollends hin, und plöblich auffahrend): Tolle Poesie! was machst du aus mir! Hier singe ich aus voller Kehle; wenn Jemand —

Nancy (erscheinend).

O, dieser Jemand wird euern Gesang niemals vergessen.

Friedrich (schließt hastig seine Schreibtafel).
Wer bist du, mein schönes Kind?

Nancy.

Wer ich bin? Rathet ihr es nicht?

Friedrich.

Nein, wahrhaftig nicht.

Nancy

(nimmt seine Hand und legt sie auf ihr Herz).

Leget auf dies Herz die Hand,
Dann erkennt ihr meinen Stand;
Höret, höret, wie es klinget,
Eure Hand fühlt, wie es singet:
Tikke takke, und tin tin tin,
Sagt, daß Müllers Kind ich bin.

Friedrich.

Sie ist sonderbar. — Es freut mich, mein Kind, dir zu begegnen.

Nancy.

Und wie erst mich! Schon beinahe eine Stunde warte ich auf euch. Ich verging fast vor Furcht, daß ihr meinen Vater eher als mich sehen möchtet.

Friedrich.

Wo ist denn dein Vater. Mit ihm gerade habe ich zu thun.

Nancy.

Nun ja wohl! Aber seid klug! Sprecht ja nicht von der Mühle mit ihm.

Friedrich.

Von der Mühle! (Für sich.) Sie kennt mich. (Laut.) Ich komme im Gegentheil deshalb.

Nancy.

Ja, ich weiß es wohl. — Aber, wenn ihr sie von ihm verlangt, dann ist's vorbei, dann werde ich nie euern Sohn heirathen.

Friedrich.

Meinen Sohn?

Nancy.

Freilich. — Der arme Paul hat euch unsere Bekanntschaft von Anfang bis zu Ende erzählt, aber er hat euch nicht gesagt, wie unzertrennlich mein Vater an seiner Mühle hängt.

Friedrich.

Hier ist ein Quiproquo, oder das Mädchen ist närrisch.

Nancy.

Ja, die Mühle ist sein Glück,
Sollten wir den Vater plündern?

Weh den undankbaren Kindern,
Sie verfolge das Geschick.
Was uns auch zu wünschen bliebe,
Was auch sage die Begier,
Glücklich werden wollen wir
Nur durch Kindesliebe.

Friedrich.

Nicht so närrisch, Kind.

Nancy.

Ach, gebt euern Willen auf,
Ehret unsre Bartgefühle,
Herzen härmet nicht die Mühle,
Gnügbarkeit wiegt Reichthum auf.
Ohne Mühle treiben Triebe,
Guter Vater, mich zu euch;
Denn mein Herz ist voll und reich
Von der Kindesliebe.

Friedrich.

Die arme Kleine! Sie wähnt mit dem Vater
ihres Geliebten zu sprechen. — Mein Kind, es thut
mir leid, dir sagen zu müssen, daß du mich verkennst,
und daß ich die Mühle durchaus haben muß.

Nancy.

Wie, ihr müßt sie haben? Nun, ich aber sage
euch, daß wir's nicht wollen, und wenn mein Vater
die Thorheit begeht, sie euch zu bewilligen, so könnt
ihr meinerwegen allein mahlen.

Friedrich.

Ha, ha!

Nancy.

Sa, ganz allein! und überdies könnt ihr euch nach Herzenslust mit dem Könige darum zanken, der sie auch haben will.

Friedrich.

Wie? Was sagt ihr vom Könige?

Nancy.

Ich sage, daß ihr unsere Noth noch nicht ganz kennt. Denkt nur, seit heute morgen ist's dem Könige in den Kopf gekommen, ein Müller zu werden.

Friedrich (bricht in lautes Lachen aus).

Poh Wetter! — Nun, das Handwerk wäre vielleicht besser, als das er bisher getrieben hat.

Nancy.

Na, mag er Kleie oder Mehl machen, bei uns wird das nicht immer zu haben sein. Mein Vater aber will ihm Alles geben, was wir haben, aber nur nicht die Mühle; das ist nun ein Mal entschieden.

Friedrich (sich vergessend).

Nun, wir wollen doch sehen.

Nancy (erstaunt).

Nun, wolltet ihr jetzt vielleicht lieber, daß sie der König bekäme? — Aber, mein Gott, was seid ihr für ein Mann. Paul hat mir zwar gesagt, daß ihr ein wenig stolz wäret; aber wohin führt das, wenn vom Glück eurer Kinder die Rede ist?

Friedrich (für sich).

Sie ist liebenswürdig, und ich finde es ergötzlich,
daß man so mit mir spricht, ohne daß ich darüber
böse werden darf.

Nancy (ihn liebkosend).

O, lieber Vater George, macht uns nicht un-
glücklich; entsagt —

Friedrich (verlegen).

Sachte, mein Kind, ich bin nicht —

(Der Beschluß künftig.)

Ein Grabmahl, welches Gertrude neulich
setzen ließ.

Hier, lieber Bildner, hier auf diesen Platz
Muß das bestellte Grabmahl kommen,
Denn unter diesem Hügel ruht mein theurer Schatz,
Den kürzlich mir der Tod genommen.
Ach, wohl verdient der Gute diese Ehre!
Wie liebt' er mich! wie küßt' er mir den Mund!
O, daß ich, wo er ist, schon selber wäre:
Bei meinem vielgetreuen — Pudelhund!

Nixdorf.

Erklärung über die Artillerie.

Die politisirenden und kannegießenden Bier-
Stammgäste im Wirthshause zum blauen Dunst

Konnten, ohnerachtet alles Hin- und Wiederredens, über den Unterschied zwischen reitender und Fuß-Artillerie nicht einig werden. — „Da will ich euch bald aus dem Traume helfen;“ sagte ein eben Heringetretener; „der Unterschied ist ganz kurz folgender: Bei der ersten Gattung lassen die Artilleristen, auf den Pferden sitzend, durch solche das schwere Geschütz ziehen; bei der letztern dagegen müssen die Soldaten zu Fuß gehen und die Stücke selbst-eigen hinter sich her schleppen.

Mixdorf.

Auflösung des Räthfels im vorigen Stück:
Choralist und Chorist.

C h a r a d e.

Aus den beiden letzten ziehet
Kampf und Tod der tapfre Held,
Aber aus dem Ganzen blühet
Eine Staats- und Musen-Welt;
Obwohl oft die ersten beiden
Sich an Kampf und Handeln weiden;
Oft geht's her mit wilder Wuth,
Schimpf und Gift braucht man als Wehre,
Zwar wohl kostet es nicht Blut,
Aber desto mehr an Ehre.
